Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Germersheim, Ludwig: Meine Jugend und die Religion : (Fortsetzung) . 5. Die Schwedenangst

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

(Fortsetzung)

5. Die Schwedenangst

Der Schwedenmord und der Hexenbruch — aus dem verworrnen Gerede ungebildeter Menschen schuf sich meine Phantasie in jahrelangem Grübeln diese Schrecken. Aber wie haben sie mich gequält! Religionshaß und Zauberwahn, die Schrecken der Bartholomäusnacht und der Autosdafé, der Feuerfolter und des Feuertodes waren für mich in diesen Worten zusammengedrängt. Die Überlieferungen, die sich aus der Schwedenzeit in der katholischen Stadt erhalten hatten, gaben mir eine seltsame Vorstellung von dem stammverwandten nordischen Volk. Ich hörte da nicht von offnem Kampf. Tücke kämpfte gegen Tücke. Ein Schornsteinfeger belauschte ein Gespräch schwedischer Soldaten, die in der Bischofsstadt im Quartier lagen, und erfuhr, daß zu einer bestimmten Nachtstunde die Bürger niedergemacht und die Stadt geplündert werden sollte. Er teilte dem Rate mit, was er gehört hatte, und die Bürger kamen den Schweden zuvor und erschlugen auf ein vereinbartes Zeichen die Schweden. Ein Bild des Schornsteinfegers soll auf dem Dach des Hauses, wo er die Schweden belauschte, angebracht gewesen sein. Ich habe oft vergeblich danach ausgeschaut.

In dieser Erzählung, für die ich später nicht die geringste historische Stütze fand, besonders aber in den Kommentaren, die ich dazu im Laufe der Jahre hörte, lebte noch etwas von dem Konfessionshaß des Dreißigjährigen Kriegs. Die Schweden, ihr König, selbst die Namen Gustav und Adolf wurden, so oft ich von ihnen sprechen hörte, mit feindlicher Betonung genannt, sodaß ich selbst in meinen ersten Gymnasialjahren ein Vorurteil gegen das Volk und seinen König hatte und mich fast unangenehm berührt fühlte, wenn ein Mitschüler Gustav oder Adolf hieß. Dazu machte sich meine Phantasie ein sonderbares Bild von der körperlichen Erscheinung der Schweden zurecht. In einem engen alten Gäßchen stand im Schaufenster eines kleinen Ladens, wo allerlei Landesprodukte, daneben auch Kolonialwaren, Tabak und Zigarren zu haben waren, eine zwerghafte Figur in der Kriegertracht des Dreißigjährigen Kriegs, breitbeinig, rauchend, einen Filzhut mit einer Straußenfeder auf dem Kopf. Das sei ein Schwede, hörte ich irgendwann irgendwen sagen, und der Gnom, den wohl mancher Student fröhlich als Perkeo begrüßt haben mag, diente meiner Phantasie jahrelang als Modell für die skandinavischen Krieger. Jahrelang weckte mir der Name des nordischen Germanenvolks die Vorstellung kleiner, boshafter, grausamer Menschen, und die schwedischen Zündhölzer, die damals noch allgemein Säkerhetständstikker hießen, erschienen mir eine Zeit lang als die charakteristische, unheimliche Gabe eines Volkes, das in Deutschland soviel gesengt und gebrannt hatte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Skandinavien war für einen Knaben in Mitteldeutschland damals noch viel, viel entlegner als Amerika. Kein Kajütsbureau lud mit Menschen- und Landschaftsbildern zu Nordlandfahrten ein. Aber als ich in der Schule vom Dreißigjährigen Kriege hörte, seinen Verlauf mir einprägte und Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges las, da schwand in meiner Seele das Schreckensbild des Schwedenmords. Die Schweden verfuhren bei der Eroberung des als uneinnehmbar geltenden Marienbergs nicht mit ungewöhnlicher Grausamkeit. Wie wohl mir Schillers Erzählung tat: „Der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesen unüberwindlich geglaubten Ort hatte man einen großen Vorrat von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, das alles dem Feind in die Hände fiel. Ein sehr angenehmer Fund war für den König die Büchersammlung der Jesuiten, die er nach Upsala bringen ließ, ein noch weit angenehmerer für seine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Bischof noch zu rechter Zeit geflüchtet." Aus andern Quellen wußte ich, daß die ganze Besatzung — 1500 Mann — bei der Erstürmung niedergemacht worden war. Aber es war doch ein Kampf bei Tage, im Morgengrauen über Gräben, Leitern, Mauern hinan, kein Morden in der Nacht. Und Schiller hat recht: „Nur an denen, die sich mit dem Degen in der Hand widersetzten, wurde das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Greueltaten, welche sich eine gesetzlose Soldateska in der blinden Wut des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung."

Während der schwedischen und sachsen-weimarischen Zwischenregierung im Fürstentum Würzburg war Oberst Axel Lilj Stadtkommandant. Es herrschten geordnete Verhältnisse; Herzog Ernst zu Sachsen, der eine Zeit lang die Würde eines Statthalters im Fürstentum Würzburg bekleidete, hatte die Regierung so vortrefflich und uneigennützig für seinen Bruder, den Herzog Bernhard, geführt, daß der Fürstbischof Franz von Hatzfeld (nach der Wiederherstellung der fürstbischöflichen Regierung) gegen den Erzherzog Leopold äußerte, „des Herzogs Ernst außerordentliche Sorgfalt und weise Sparsamkeit hätten das Würzburger Land in einen besseren Zustand gebracht, als wenn er es selbst verwaltet hätte". Der Wein, der nach der Einnahme Würzburgs und nach der Erstürmung des Marienbergs geerntet wurde, war so gut geraten, daß er die welschen Weine an Feuer übertraf, und daß man nicht genug Fässer hatte, ihn aufzubewahren. Man gab ihm den Namen Schwedischer Rheinfall. Wie man nun diesen Namen auch deuten mag, als geographische Bezeichnung der Fülle oder — was der damalige Sprachgebrauch kaum erlauben wird — als behagliche Selbstverspottung der Würzburger, er beweist auf alle Fälle, daß den katholischen Franken unter der schwedischen Herrschaft der Humor nicht verging.

Auch diese Erfahrung half die Schatten bannen, die der noch immer in gehässigen Überlieferungen lebende Konfessionshaß des Dreißigjährigen Kriegs in mir geweckt hatte. Und das letzte Grauen vor der Schwedenmordnacht schwand, als ich die Bedingungen las, unter denen die schwedische Besatzung nach der Einnahme der Stadt durch den kaiserlichen Generalfeldmarschalleutnant und Oberst zu Roß und Fuß Johann Christian von Götz abziehen durfte. Da hieß es breit und behaglich: „Die Commandanten, hohe und niedere Offiziere und gemeine Soldaten der Fürstlich Sächsischen und Axellilischen Squadronen sollen Macht haben, mit völligem Ober- und Untergewehr, fliegenden Fähnlein, brennenden Lunten, Kugel im Mund, gefüllten Bandelieren, klingendem Spiel, Sack und Pack, Weib und Kind, nebst den Squadronstücklein und der dazu gehörigen Munition zu 12 Schüßen,

wie auch Proviant (weil man sie dessen unterwegs nicht versichern kann) so viel als sie auf der Reise nöthig haben werden mitzunehmen und abzuziehen. Weil erweißlich im hiesigen Lande zumal keine Pferde zur Hand zu bringen, also sollen so viele Schiffe, als in der Eile zu bekommen zu Abführung der Squadronstücklein, Volk und Andern verschafft und im Fall am Volk und Anderem etwas dies Mal nicht sogleich fortgeschaft werden werden könnte, soll es eben so nachgefördert werden." Die schwedische Herrschaft ging, wie sie begonnen hatte, in blutigen Kämpfen, aber ohne Mord zu Ende, und mit ritterlicher Höflichkeit schieden Sieger und Besiegte. Es ist möglich, daß der Würzburger Baumeister Kaut, der den Schweden bei der Verstärkung der Festungswerke geholfen hatte, sich dann aber von den Kaiserlichen gefangennehmen ließ und seinen Glaubensgenossen beim Sturm auf die Stadt und die Feste mit seiner Kenntnis der Werke beistand, in der Gestalt des Schornsteinfegers der Mordnachtsage fortlebt. So blutig sich das wahre Bild dieser Zeit mir später enthüllte, so voll Blut und Tücke war es doch nicht wie die Sage, in der der Fanatismus den Religionshaß heiß erhielt, und es heilte mich von dem Grauen, womit mir die Sage die Seele krank gemacht hatte. Aber es dauerte lange, bis das Volk Karls des Zwölften, des schönen Sven und Ulfs, des grauen Helden, hoch und stolz vor mir ragte und mich mit hellen Augen freundlich ansah. Ich glaube, Uhland hat bei dieser Wandlung mitgewirkt mit seiner Ballade von den sterbenden Helden. Wenigstens weckte mir der Name Schweden später immer Ulfs Worte:

Wohl wieget eines viele Taten auf
(Sie achten drauf),
Das ist um deines Vaterlandes Not
Der Heldentod.

Während ich so schwer träumend reifte, verdüsterte sich mein äußeres Leben, aber dieses Dunkel lastete nicht auf meiner Seele, es sah nur zu ihren Fenstern herein, und wenn sie wachte und in ein Licht oder eine Herdflamme sah, die ein Buch oder ein Traum entzündet hatte, dann schmiegte sich das Behagen an sie wie ein warmes spinnendes Kätzchen, und das Dunkel draußen machte das Licht heller leuchten. Die Verkrümmung meiner Beine war entschieden und ohne Operation nicht mehr heilbar, als meine Eltern Zeit und Mittel fanden, erst durch primitive, selbsterdachte Schienen, dann durch einen Apparat, der in einer Werkstatt für chirurgische und orthopädische Instrumente gemacht worden war, die Entstellung zu bekämpfen. Diese Heilversuche machten mir viel Schmerzen beim Gehn und beim Sitzen, mein Tagewerk war schwer. Ich schleppte mich mühsam in die Schule, saß mit gestrecktem Bein auf der Kante der Bank und schleppte mich dann wieder heim. Zu Hause teilte ich mit den Eltern die Angst vor der nahenden Not, dann, als sie da war, freier atmend mit den Eltern und den Geschwistern die Not selbst. Das Geschäft mußte verpachtet werden, und die Pachtsumme blieb oft aus. Meine Mutter war nicht mehr imstande, die Anstrengungen der Geschäftsführung zu ertragen, sie kam mit dem Keim ihrer Todeskrankheit nun auch herauf zu uns in die Enge und war nun auch am Tage bei uns. Mir war, als kehrte sie heim.

Es war warm bei uns, auch wenn aus Mangel an anderm Heizmaterial die Asche benetzt und wieder zum Heizen verwandt wurde. Meine Mutter erleichterte uns mit ihrer pfälzischen, wohl aus Frankreich stammenden Kunst, auch die ärmste Nahrung, die Kartoffel, in der verschiedensten Form schmackhaft zuzubereiten, solange sie konnte, die Not. Als sie zusammenbrach, kochten meine Schwester, mein ältrer Bruder und ich. Es gab oft Grießbrei als Mittagessen, den konnte auch ich kochen. Milch und Grieß waren recht knapp gemessen. Ich fühle noch den Grieß aus der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Düte in die Milch rinnen, die ich in der törichten Hoffnung, mehr Brei zu gewinnen, gewässert hatte, bis sie blau war. Und doch fristete noch ein bescheidnes Tier mit uns sein Leben. Ein Kätzchen teilte unsre Not und wärmte uns, wenn das Raunen der schlechtgenährten Flamme im Ofen leiser wurde und mit dünnen Knistern erstarb, mit seinem Schnurren. Damals habe ich die Katze als Narkotikum der Armut schätzen und in dem lieben Spiel- und Hungerkameraden das Tier lieben gelernt. Sein traulicher, warmer Ruhelaut tat mir in vielen kalten Stunden wohl und drang mir als Predigt über den Wert des Tieres zum Herzen.

Mit bitterm Leid verloren wir die Genossin unsrer Armut. Ein junges Tierchen, das sie uns zurückließ, war krank, aber seine warme Nähe tat uns doch wohl. Als das Tierchen kränker wurde, gab ich ihm im Winter das wärmste Plätzchen, das ich wußte, die Bratröhre im Herd zur Wohnung. Darin erhielt sich die Winternacht hindurch so viel Wärme, als das kranke Tier brauchte. Und morgens, bevor ich in die Schule ging, griff ich mit Sorgen in die laue Höhlung und fühlte mich erleichtert, daß das Kätzchen noch warm war und mich mit leisem Schnurren grüßte.

6. Labendes Licht

In dieser Zeit wehrte sich eine Gabe, die ich in mir trug, gegen das Verkümmern. Die Form und noch mehr die Farbe hatte seit meiner frühen Jugend tiefen Eindruck auf mich gemacht. Am Spitalfenster hatte ich im Lahrer Hinkenden Boten und im Sulzbacher Kalender immer wieder die Titelbilder, die Monatsbilder, die Tierkreiszeichen und die Mondphasen betrachtet. Damals haben sich mir die Gestalten und Gegenstände auf dem Titelbilde des Lahrer Kalenders tief eingeprägt: der Hinkende selbst mit seinem Stelzfuß, der berittne blasende Postillion, die Schnecke, die Birne und die zwei Äpfel, im Vordergrund der Dragoner, der Pastor und der Bauer, die ich natürlich nicht als Personifikation der Stände erkannte, die dünnrädrige Eisenbahn mit ihrer Ameisenlokomotive, die kämpfenden Reiter, die stürmenden Infanteristen im Pulverdampf, das Schloß im Morgenstrahl, der hochschlotige Dampfer auf dem Meere und das brennende Städtchen unter dem Mond und den Sternen. Und öfter als irgend eine andre Landschaft im Leben habe ich das nüchterne farblose Titelbild des Sulzbachers Kalenders betrachtet.

Zu meinen ersten Zeichenversuchen regten mich die Buchstaben und die Ziffern des Kopfes einer Zeitungsbeilage, des Sammlers, an, der der Augsburger Abendzeitung noch heute in derselben Gestalt beigegeben wird wie damals, als ihn meine Großmutter im Spitalzimmer las, und ich erst die dicken Ziffern, dann die schlanken Buchstaben des Titels nachzuzeichnen versuchte. Schüchtern genug regte sich später in der Volksschule die Freude an der Farbe, als ich den Lehrer eine Karte Bayerns zeichnen und die acht Kreise mit bunten Grenzlinien in den schönen breiten blauen Grenzstrich des Königreichs einfügen sah. In den ersten Gymnasialjahren zeichnete ich mit meinem Bruder um die Wette Karten, besonders die Karte von Nordamerika; Tautotees, Conanchets Heimat hatte mir es angetan mit den wunderschönen blauen Flecken der fünf großen Seen und mit den wohllautenden, so viel grüne Wiesen und Wälder, blauen Himmel und blaueres Wasser verheißenden indianischen Namen Mississippi, Missouri, Minnesota, Wiskonsin.

Stärker als das Kartenbild des Indianerlands wirkten auf meine Phantasie die Schilderungen der Geschichten, die das Gebiet der großen Seen, die Ufer des Susquehannah, das Tal von Wish-ton-wish, die Prärien und die Felsenberge jenseits des Mississippi zum Schauplatz hatten. Und sie wirkten nicht nur dadurch auf mich, daß sie mit ihrem frischen Wasserhauch die dumpfe, schwere Luft vieler

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kindertage durchbrachen und meine junge Seele, die von der Kälte der Kirchen und der Grüfte, wo nur die Bilder von Feuer und Blut und Qual heiß waren, fror, mit ihrer sonnigen Wiesenwärme umfingen, sie taten mir mehr. Die Farben ihrer Schilderungen, die mein Heimweh noch verklärte, und die Farben und Formen ihrer Bilder — es waren gute Farbendrucke nach Aquarellen tüchtiger Künstler — nährten meinen Farben- und Formensinn so kräftig und machten den Nachahmungstrieb in mir so mächtig, daß ich als Quintaner und Quartaner die Bilder nachzumalen suchte. Das lichte Blau ferner Berge, das tiefere Blau ferner Wälder, das Gelbgrün des sonnigen Rasens, die bunten Mustangs, ihr farbiger Leder- und Federschmuck, die hirschledernen Beinkleider der wilden Reiter, die mit Stachelschweinborsten und bunten Glasperlen gestickten Mokassins, die Federkronen der Häuptlinge, die Tomahawks, die Bogen, die Lanzen, die roten Friedenspfeifen, das alles bildete ich ängstlich gewissenhaft nach. Und es gelang.

In zerlesnen, unzusammenhängenden Nummern kam mir um dieselbe Zeit die Stuttgarter illustrierte Zeitung „Über Land und Meer" in die Hände. Darin erschienen damals Bilder aus dem Vogelleben von Giacomelli und Monatsbilder von demselben Künstler, deren Motive ebenfalls dem Vogelleben entnommen waren. Diese Bilder mit den lieben Vogelgestalten, die im Sonnenschein, die Flügel spreitend, oder im Regen oder Schnee mit aufgeplustertem Gefieder enggedrängt saßen, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Ich habe sie seit jener Zeit nicht mehr gesehen, soweit ich nach dem Erinnerungsbilde urteilen kann, waren sie scharf beobachtet, naturalistisch, fast wie japanische Vogeldarstellungen. Der Holzschnitt, in dem die Zeichnungen reproduziert waren, wirkte farbig. Aber der Naturalismus dieser Bilder genügte mir noch nicht, ich wollte Farbe für die Tierchen, von denen ich wußte oder vielmehr ahnte, daß sie bunt seien. Ich ahnte dies nur, denn ich hatte schon lange keinen Vogel mehr gesehen als Sperlinge, Hühner und die rasch durch mein Stückchen Himmelblau schießenden Schwalben. Vermutlich drängte mich der farbig wirkende Holzschnitt zu dem Versuch, die schwarzen Drucke in bunte Ölbilder zu übertragen. Wie ich zu den Farben und zu dem Malgrund gekommen bin, weiß ich nicht mehr, die Farben rieb ich mit Leinöl selbst an und hatte daher mit ihrer sandigen Rauheit zu kämpfen. Der Übersetzungsversuch mißlang natürlich, ich hatte keine klare Vorstellung von der Buntheit unsrer Vogelwelt. Aber meine Nachahmungslust ermattete nicht. Als mir die Übersetzung der Holzschnitte in die Farbe nicht gelang, zeichnete ich die Holzschnitte mit dem Bleistift ab, und zwar so, daß ich die Striche des Holzschnitts mit der größten Gewissenhaftigkeit nachahmte. Ein Monatsbild mit schweren Fliederblütentrauben, Vögeln und Maikäfern, an dem mich die Nachahmung des Holzschnittstichs besonders lockte und anstrengte, sehe ich noch deutlich vor mir. So fand mein Naturalismus seine Befriedigung, wenn auch auf einem Irrweg.

Als ich diese wilde Schule durchlaufen hatte, gönnte mir die damalige Schulordnung in der Quarta endlich die Teilnahme am Zeichenunterricht. Man ließ mich schnell über die Stufen hinwegkommen, die man dareingebaut hatte, und am Ende des Jahres zeichnete ich mit dem Bleistift Köpfe Raffaelscher Gestalten nach Vorlagen. Aber der Schritt, den man mir erlaubte, war mir zu langsam. Ich lernte damals im deutschen Unterricht Bürgers Lied vom braven Mann kennen. Wir mußten es auswendig lernen, das tat ich nicht gern, die Hilferufe: O braver Mann, braver Mann, zeige dich! Verloren, verloren, wer rettet mich? verletzten etwas in mir. Die Abneigung gegen das Zurschautragen eines wirklichen oder gar eines nachempfundnen Gefühls war und blieb so stark in mir, daß mir die ganze Schulzeit hindurch vor dem Drankommen bei der Rezitation pathetischer Gedichte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bang war. Aber die großartigen Naturschilderungen, das Wachsen des Wassers und der Not, das Auftreten des Grafen, das Erscheinen des Retters, die Rettung machten einen mächtigen Eindruck auf mich, und gerade als ich im Zeichenunterricht Bandornamente nach Vorlagen zeichnen durfte, träumte ich viele Unterrichtsstunden lang, während des lavete linguis der Grammatik-, Arithmetik- und Religionsstunden von dem Gedicht, das vor mir stand wie ein gewaltiges Gemälde, nur mit einem dünnen Schleier bedeckt. Ich mühte mich den Schleier wegzuziehen, ich wollte die Bilder des Gedichts nachmalen, eines nach dem andern. Den schnaubenden Tauwind, fliegende Wolken — da merkte ich, daß das Stück Himmel, das mich von der Wohnung meiner Eltern aus der enge Rahmen der Nachbarfirste sehen ließ, zu klein war zur Beobachtung einer fliegenden Wolkenherde. Gefegte Felder — die hatte ich lange, lange nicht mehr gesehen. Einen zerbrochnen Forst — dafür hatte ich Anhaltspunkte in den Bildern der Indianergeschichten, wo Kämpfe in den Cañons des Colorado geschildert wurden, aber ich liebte indirekte Vorlagen nicht. Das geborstne Grundeis der Seen und Ströme — das Eis, das ich von den Fenstern des Gymnasiums aus den Main mit sich führen sah, fand ich gestandnen, noch nicht zergangnen Fettaugen auf einer braunen Brühe so ähnlich, daß mich das Bild abstieß. Die Brücke — dafür hätte allerdings die Mainbrücke mit ihren gewaltigen Heiligenstatuen einem Künstler ein prächtiges Modell geboten, aber dem träumenden Kinde war sie zu fest zum Zerbrechen, die Rokokoheiligen mit ihren starkbewegten Gewändern und ihren harten Gesichtern mochte ich nicht leiden, und die Brücke wie die ganze Maingegend hatte ich noch in meiner Volksschulzeit und im ersten Gymnasialjahr als das Gebiet einer Schul- und Werkstattjugend kennen gelernt, die meine Schwäche durch Hohn und Mißhandlungen unbarmherzig ausnützte.

So wurde meine Phantasie in die Enge wieder zurückgedrängt, und ich arbeitete um so sehnsüchtiger an dem Traumbilde, je ohnmächtiger ich mich fühlte. Rasch galoppiert ein Graf daher, auf hohem Roß ein edler Graf. Das Bild stand unklar vor meiner Seele, in der Schule und zu Hause, aber meine Hand war viel zu schüchtern und schamhaft, sie traute sich nicht, ihre Ohnmacht zu verraten. Das Pferd war natürlich ein Mustang, andre Pferde hatte ich in rascher Gangart nicht gesehen, Pferde zu beobachten hatte ich nur eine Gelegenheit, die ich allerdings tüchtig ausnützte. Wenn unter unsern Fenstern im Nachbarhofe der Dünger aufgeladen wurde, sah ich stundenlang auf die gesenkten Köpfe der lieben Tiere und auf ihre Flanken, über die manchmal ein Zittern flog, wenn Sommerfliegen oder Winterkälte sie peinigten. Aber das waren Invaliden, leidende, Liebe und Mitleid erweckende Mitwesen, keine Vorbilder für das Pferd des Grafen. Der Graf — seine Gestalt mischte sich seltsam aus der Reiterstatue des Großen Kurfürsten, die mir in einem Bibliothekbuch begegnet war, und aus einer glänzenden Erscheinung in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts, die ich in Farbendruck auf dem Deckel einer Schachtel gesehen hatte. Aber meine Hand hatte nicht den Mut, nehmend und gebend mit der Phantasie zusammenzuarbeiten. So kam ich bei dem Beutel mit dem Golde an. Ein Beutel Goldes — aus orientalischen Märchen hatte ich diese märchenhafte Quantitätsbezeichnung kennen gelernt, das konnte kein gewöhnlicher Lederbeutel von der Form eines Täschchens mit einem Lederläppchen an der Schließe sein. So ein Ding hätte von dem Golde rund gefüllt lächerlich ausgesehen und paßte mit seiner Farbe nicht in das Bild, das ich farbig träumte. Der Beutel mußte schöner sein, er durfte nicht wie eine Kartoffel in der Hand des Grafen starren, er mußte sich elegant in die Bewegung des Grafen fügen und seinen Inhalt verraten. Es konnte nur ein gehäkelter Beutel von schöner Farbe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein, durch dessen Maschen das Gold blitzte. Und nun regte sich meine Hand. Das große Bild war als Ölbild gedacht, und nun mußte auch der Beutel in Öl gemalt werden: unbeholfne, mit sandiger Ölfarbe gemalte Studien nach einem roten gehäkelten Geldbeutel waren die lächerliche Maus, die der lange Traum gebar. Von einem Bilde der rettenden Tat wagte ich nicht einmal zu träumen. Schiff, Rudergang, Wasser, Wogendrang waren mir zu fremd. Aber es war doch eine wunderschöne Vorstellung von Hilfsbereitschaft und Opfermut in meiner Phantasie heimisch geworden. Und wenn sie auch nicht zum Bilde wurde, war sie doch ein Fenster, das so viel Licht in meine Seele ließ, daß das Grauen darin nicht mehr so mächtig werden konnte wie früher.

Aber es kam wieder mit unholden Schatten und unheimlichem Feuerschein.

(Fortsetzung folgt)

Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Zweites Kapitel. Die Stadt

Die Stadt war eine Provinzstadt mit Bürgermeister, Magistrat, Rathaus und Gewerbeverein, aber eine sehr kleine Stadt. Eigentlich nur eine einzige Straße, die ihren Ursprung im Osten hatte und sich zwischen niedrigen einstöckigen Häusern zu einer Verbreiterung hindurchwand, die Markt genannt wurde, um dann mit einemmal eingebildet zu werden und zu meinen, sie ginge von einem zentralen Punkt aus, und ihre Fortsetzung müsse notgedrungen Weststraße heißen, da sie selbst Oststraße hieß. Also lief die Weststraße der untergehenden Sonne zu, krummer, zwischen niedrigern Häusern als die Oststraße, aber trotzdem von dem Selbstgefühl einer Provinzstraße erfüllt, die ein genau acht Hausfronten umfassendes Gäßchen nach einem kleinen Dorfe aussandte.

Und selbstverständlich hieß dieses Gäßchen Nordstraße; es raubte der ursprünglichen Hauptstraße einen Teil seiner Kräfte. Diese Hauptstraße wand sich immer dorfähnlicher an der westlich gelegnen Kirche vorbei, um gerade gegenüber dem Predigerhause die letzte Anstrengung zu machen und eine wahre Karikatur von einer Winkelgasse unter dem irreführenden Namen Südstraße nach Süden auszuschicken. Aber damit war die Straße auch am Ende ihrer Kräfte. Die Pflastersteine wurden spitz und unregelmäßig, die Häuser sanken in die Knie, und kein Mensch war imstande, zu entscheiden, wo die Straße aufhörte und in Chausseemorast überging.

Das ganze Verkehrssystem glich einer windschiefen Wetterfahne, bei der Norden nicht Norden war, und Osten nicht Osten gewesen wäre, wenn Norden Norden gewesen wäre. Das Ganze war dörfliche Eleganz für billiges Geld, und die Apotheke und das Rathaus repräsentierten die einzigen zweistöckigen Häuser in der ganzen Herrlichkeit. Nicht einmal König Frederik der Leutselige war auf dem Markte zu sehen, und keiner der fünf richtigen Kaufleute wohnte an dem lächerlich kleinen rechtwinkligen Platze. Das Rathaus, das an ein mittelgroßes Kaufmannshaus erinnerte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG